

GUNTER ARENTZEN

**LIONGIRL**  
**DIE HERRIN DES ZITTERNS**

DAS ERWACHEN DES ZITTERNS

EINE NOUVELLE NOIR



Gunter Arentzen

**Liongirl**  
**Die Herrin des Zitterns**

Das Erwachen des Zitterns

Eine Nouvelle Noir

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Cover © 2011 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2011 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

# I

## *Einstmals*

Ein leises Seufzen kam aus Alexandras Mund, während sie sich um Bett herumdrehte. Noch immer war die Verletzung, die sie sich im letzten Skiurlaub zugezogen hatte, nicht völlig verheilt.

Zwar konnte sie inzwischen ohne Krücken gehen, die Wunde war verheilt und die Schmerzmittel reduziert worden.

Dennoch spürte sie gerade nachts hin und wieder einen stechenden Schmerz, wenn sie sich umdrehte oder auf die Toilette musste.

Auch morgens dauerte es etwas, bis sie sich schmerzfrei bewegen konnte.

Sie erwachte, fluchte lautlos und tastete nach einem Glas Wasser, welches neben ihr auf dem Schreibtisch stand.

Dabei schenkte sie dem Radiowecker einen blinzelnden Blick.  
03:25 Uhr.

Anklagend schüttelte sie den Kopf, nahm eine Tablette aus dem silbernen Döschen neben dem Glas und schluckte sie.

Das Mittel darin würde ihr nicht nur die Schmerzen nehmen, sondern sie auch wieder einschlafen lassen.

Die Siebzehnjährige wusste, dass das Medikament aus der Fabrik ihrer Eltern stammte. Brown-Pharmatics war ein Unternehmen von Brown-Enterprise, einem der größten und reichsten Konzerne von Heliopolis.

Hell City, wie die Stadt aufgrund ihres düsteren Rufs auch genannt wurde.

Weder ihr Aussehen mit den engen Straßenschluchten, hohen, grauen Gebäuden und den Fabriken im Norden passte zu dem klangvollen Namen Heliopolis, noch die Verbrechensrate.

Selbst die Gesetzesänderungen Jahre zuvor, die privaten Unternehmen gestattete, Polizeiaufgaben wahrzunehmen, hatte daran nichts ändern können.

Heliopolis war der Inbegriff von Mord, Raub und Vergewaltigung.

Hier blühte der Drogenhandel, hier wurde illegale Pornografie ebenso produziert wie Snuff-Filme, bei denen Menschen gequält oder ermordet wurden.

Jede Abartigkeit, jede Barbarei und jede Perversion war in Hell City zuhause.

Lebte man hier, dann wusste man es. Dann kannte man es.

Manche liebten es, manche hassten es.

Nicht wenige genossen es sogar.

Alexandra schloss die Augen. Hier, auf Romance Hill, hoch über der Stadt, lebten die Reichen und Mächtigen, die Schönen und Berühmten. Ein Sicherheitsdienst sorgte dafür, dass die Villen und Prachtbauten nicht zum Ziel übler Zeitgenossen wurden.

Sie fühlte sich sicher ...

Ein lauter Knall ließ sie erschrocken hochfahren.

Verwirrt blinzelte sie in das von einem Nachtlämpchen neben der Tür geschaffene Zwielflicht.

Eine Explosion?

Wieder ein Knall; die Wände und auch der Boden ihres Zimmers erzitterten.

Dann hörte sie Schritte und lautes Geschrei, gefolgt von Schüssen.

Panisch sprang die junge Frau auf, um den Raum zu verlassen. Sie musste in die Bibliothek gelangen, denn dort befand sich ein Panic-Room.

Erreichte sie ihn, konnte sie in Ruhe auf das Eintreffen der Polizei warten.

Nach wenigen Metern endete ihre Flucht.

Nicht nur, weil das schmerzende Bein einen raschen Lauf nahezu unmöglich machte, sondern auch, weil plötzlich mehrere Männer den Flur bevölkerten.

Sie schaute in die Mündung einer Waffe, hörte das hämische

Lachen eines Einbrechers.

Vor ihr, auf dem Boden, lagen ihre Eltern. Tot, erschossen.

Ihr Hirn schien sich zu weigern, die grauenvollen Details aufzunehmen.

Warum konnte sie in den Schädel ihrer Mutter schauen? Und wie kam es, dass sie die Rippen ihres Vaters erblickte?

Der rote See, die graue Masse auf dem Boden, die Knochensplitter und der Gestank nach Blut, abgefeuerten Patronen und Schweiß ...

All das ergab keinen Sinn.

Die Siebzehnjährige wandte den Blick von der grauenvollen Szene ab und schaute in die Augen des Mannes, der sie bedrohte.

Sie sah das hämische Grinsen, das triumphale Wissen in seinen Augen, dass er gewonnen hatte.

Während seine Kumpels das Haus nach Wertsachen durchstöberten, dirigierte er Alexandra zurück in ihr Schlafzimmer.

Er zwang sie, sich auszuziehen und aufs Bett zu legen.

Dann öffnete er seine Hose und holte seinen steifen Schwanz raus.

Es war das erste Mal, dass Alexandra ein erigiertes Glied sah. Sie hatte noch niemals mit einem Jungen geschlafen, auch wenn sie von ihren Eltern nicht sonderlich früde erzogen worden war.

Bislang hatte sie mehr Wert darauf gelegt, sich auf die Schule und den Sport zu konzentrieren, alles andere hingegen hintanzustellen

»Bitte ...«, wisperte sie, als sich der Mann ihr näherte.

»Keine Sorge, Süße. Ich bin ein toller Liebhaber. Jedenfalls hat sich noch kein Weib beschwert.« Er hob die Waffe. »Solltest du jedoch Zicken machen, ergeht es dir wie deinen Alten. Ist das klar?«

Alexandra nickte. Sie öffnete ihre Beine, als es der Mann von ihr verlangte.

Dann schloss sie die Augen, als er sich auf sie legte, mit seiner

Spucke ihr Geschlecht schlüpfrig machte und sie hart, brutal und ohne jedes Mitleid nahm.

Nach ihm kamen seine Kumpels an die Reihe.

Einer nach dem anderen verging sich an dem starr auf dem Bett liegenden Mädchen. Für sie war die Kleine nur ein Sperma-Auffangbecken. Ein Stück Fleisch, das man benutzen kann.

Erst als von Ferne das Heulen von Polizeisirenen erklang, Alexandra kam es vor, als seien Stunden vergangen, beendeten die Einbrecher das Spiel und flohen in die Nacht.

Sie töteten die Siebzehnjährige nicht, sondern ließen sie einfach in einer Pfütze aus Samen, Blut, Speichel und Urin liegen.

In diesem Zustand wurde Alexandra von den Beamten des Heliopolis Police Department gefunden.

Die Täter wurden hingegen nie gefasst. Weder konnten die Beamten Alexandra erklären, wieso der Sicherheitsdienst versagt hatte, noch, warum sie mehr als 40 Minuten brauchten, um zum Ort des Geschehens zu gelangen.

Die Tat, so grauenvoll sie auch gewesen war, wurde samt ihren bizarren Begleitumständen niemals aufgeklärt.

## II

*Heute*

»Miss Brown?«

Alexandra schaute auf und blickte dem Mann entgegen, der langsam, mit Leichenbittermiene, den Salon betrat. »Ich habe schlechte Neuigkeiten für Sie!«

»Die Gesetzesinitiative wurde abgelehnt!« Sie seufzte. »Ich ahnte es. Diese Stadt ist ein korrupter Schweinestall und niemand hat den Mut, die Gesetze zu verschärfen.«

»So ist es wohl«, bestätigte der grauhaarige Mann, der nun neben Alexandra stehen blieb. Seine Kleidung war einwandfrei, seine schwarzen Schuhe glänzten.



»Sperren Sie die Schecks für die beiden Stadtverordneten Stewart und Wilhelm. Sie sollten sich für meine Ideen einsetzen. Tun Sie das nicht, dann ...«

»Ich habe es bereits veranlasst, Miss Alexandra.« Der ältere Mann lächelte schwach. »Hell City will die Verbrecher nicht bestrafen. Vor allem die Politiker nicht, denn sie profitieren auf verschiedene Weise von dem Bösen in unseren Straßen. Und die Bürger ...«

Er schwieg, als Alexandra nickte und aufstand. »Ich ziehe meine Gelder aus den Projekten der Stadt zurück. Sollen sie sehen, woher sie das Geld bekommen.« Sie wandte sich um. »Können Sie mir einen Schokaffee bringen?«

»Selbstverständlich. Möchten sie auch Kekse oder Kuchen?«

»Ja, Kuchen. Servieren Sie ihn im Büro; ich werde dem Bürgermeister den Tag verderben. So, wie er mir den Tag verdorben hat.«

Sie verließ den Salon und ging den breiten Flur entlang.

Sechs Jahre waren vergangen, seit man ihre Eltern ermordet und sie mehrfach vergewaltigt hatte.

Sechs Jahre, seit sie über Nacht zur Alleinerbin des gewaltigen Brown-Vermögens geworden war.

Aber was hatte ihr das Geld bislang genutzt?

Die Verbrecher, die ihr all das angetan hatten, liefen noch immer frei herum. Der Schmerz fraß sich durch ihre Seele, sie hatte jegliche Freude, jegliche Liebe verloren. In ihrem Innern war nichts mehr von dem übrig, was sie als Jugendliche ausgezeichnet hatte.

Anwälte, Banker und Geschäftsleute verwalteten Brown Enterprise.

Das Unternehmen war eines der erfolgreichsten des Landes. Wenn nicht das erfolgreichste.

Sie verdiente am Tag mehr Geld als andere in einem Jahr, die Produkte ihrer Unternehmen waren in aller Munde.

Manche, Medikamente, Erfrischungsgetränke oder Süßwaren,

sogar im wahrsten Sinne des Wortes.

Es gab kaum einen Zweig, auf dem Brown Enterprise nicht aktiv war. Selbst in der Waffen- und Verteidigungstechnologie sowie in der Informationsbranche und dem Entertainment-Sektor mischte BE, wie das Unternehmen kurz hieß, kräftig mit.

Aber all das bedeutete der jungen Frau, die nun in ihr Büro ging, nichts.

Sie hob das Telefon ab und wählte die Eins.

Sekunden verstrichen, ehe sich eine ältere, weibliche Stimme meldete.

»Hazle, stellen Sie eine Telefonkonferenz her. Ich möchte den Bürgermeister, die *Heliopolis Gazette*, die *Morning Post* und den *Chronicle* in der Leitung haben.«

»Gerne.« Damit beendete ihre Sekretärin, die bereits ihrem Vater treue Dienste geleistet hatte, das Gespräch.

Alexandra arbeitete mit jenen Menschen, denen auch ihr Vater Vertrauen schenkte. Ob Hazle, die treue Seele des Sekretariats, oder Frank Porter, der grauhaarige, stets perfekt gekleidete persönliche Adjutant.

Genaugenommen waren diese beiden Personen die Einzigen, die sie auf Dauer in ihrer unmittelbaren Umgebung ertrug.

Jeden anderen vertrieb sie nach kürzester Zeit.

Es dauerte nicht lange, bis ihr Telefon klingelte und Hazle mitteilte, dass die gewünschten Gesprächspartner in der Leitung seien.

»Bürgermeister Olson?«, fragte sie ohne Umschweife.

»Ah, Miss Brown. Ich dachte mir schon, dass Sie anrufen. Es geht um die Sitzung und Ihre Gesetzesinitiative, nicht wahr?«

»Sie wurde abgelehnt!«

Der Bürgermeister räusperte sich. »Das stimmt. Sehen Sie, wir hatten eine sehr hitzige Debatte. Wir hörten auch Sachverständige. Sie alle sagten, dass eine Verschärfung des Strafrechts auf kommunaler Ebene wenig bewirken würde. Längere und rascher verhängte Haftstrafen lösen nicht das Problem. Die Resozi-

alisierung ...«

»Ich will das nicht hören, Bürgermeister Olson. Ich hatte Erwartungen. Ich kenne die Kriminalitätsrate unserer Stadt. Kolumbianer verkaufen Drogen, die italienische und chinesische Mafia macht ihre Geschäfte und Menschen sterben. Ich wollte, dass das aufhört. Dass wir ein Zeichen setzen!«

»Das erreichen wir nicht durch schärfere Gesetze. Wir müssen das Problem anders angehen, Miss Brown. Glauben Sie mir, ich machte es mir nicht leicht.«

»Mich interessiert nicht, wie schwer Sie es sich machten und schon gar nicht interessiert mich das Wohl der Verbrecher.«

»Das tut mir leid. Aber ich habe größere Interessen im Blick, Miss Brown.« Olson klang nun verbindlich.

»Und ich habe meine Interessen im Sinn, Bürgermeister. Darum streiche ich Ihnen und der Stadt mit sofortiger Wirkung sämtliche zugesagten Mittel.«

Ein erschrockenes Japsen war zu hören. »Miss Brown! Ich habe den Bürgern versprochen, einige Projekte umzusetzen. Sie sagten, Sie würden mich hierbei unterstützen.«

»Sie versprachen auch, für die Sicherheit der Stadt und eine Verschärfung der Gesetze einzutreten. Seit Sie Ihr Amt angetreten haben, stieg die Verbrechensrate. Die Polizeikräfte wurden geschwächt und heute haben Sie auch noch meine Initiative hintertrieben. Erklären Sie den Wählern, warum Sie Ihre Versprechen nicht halten werden.«

»Miss Brown, das können Sie nicht tun!«

»Doch. Ich kann und ich werde. Kein Geld für den Straßenbau, für die Sanierung des Rathauses und der Kirche. Keine Unterstützung für das Museum, das Krankenhaus und über Bahnhof oder Flughafen brauchen wir gar nicht erst zu sprechen.«

»Sie schaden nicht mir, sondern den Bürgern. Das ist Ihnen klar, oder?«

»Ich habe meine Unterstützung für all das, was ich eben aufzählte, an eine Bedingung geknüpft – die Sicherheit muss wach-

sen. Auch das ist im Sinne der Bürger. Sie haben das Gegenteil getan. Die Bürger werden wissen, wem sie zu danken haben.«

Wütend warf Olson den Hörer auf die Gabel.

»Dürfen wir das so zitieren?«, fragte einer der Pressevertreter.

»Natürlich. Und schreiben Sie auch, dass ich meine Unterstützung sofort gewähre – wenn meine einzige Forderung erfüllt wird. Diese Stadt muss sicherer werden!«

\*\*\*

Der Abendhimmel wölbte sich rot über Hell City.

Alexandra stand vor dem großen Fenster ihres Salons und ließ ihren Blick über die Stadt schweifen.

Tief unter ihr erstreckte sich Heliopolis. Eine unverbaubare Aussicht und der beste Platz hier oben auf Romance Hill waren ihr einziger Trost in einer Welt, die für sie sämtliche Farben verloren hatte.

»Miss Alexandra?«

Frank Porter trat ein. »Ich dachte mir, das hier würde Sie interessieren. Ich fand es, als ich die täglichen Berichte des Vorstands durchging.«

Er reichte Alexandra einen Ausdruck.

Hackerin entlarvt.

Im Sicherheitszentrum von Brown MicroSolutions wurde eine Hackerin entlarvt, die firmeneigenes Gerät nutzte, um ihrem subversiven Treiben nachzugehen. Offenbar hackte sie sich in eine Bank und überwies von dem Konto eines bekannten Geschäftsmannes eine fünfstellige Summe auf verschiedene andere Konten. Die betroffene Mitarbeiterin erhält morgen ihre Papiere sowie eine fristlose Kündigung.

»Bei dem betroffenen Geschäftsmann«, erklärte Porter, »handelt es sich um Luigi Genovese.«

Alexandra lächelte kalt. »Sie hat das Konto eines Mafiosi gehackt? Du meine Güte, da war sie aber mutig!«

»Und überwiesen hat sie das Geld auf Konten der Opfer des Genovese-Clans. Offenbar wollte sie auf ihre Weise für ein klein wenig ... Gerechtigkeit ... sorgen.«

Alexandra sah ihren Adjutanten an. »Ich weiß, was Sie denken. Es wäre eine gute Idee, sie einzuladen. Nicht wahr?«

Porter nickte.

»Vielleicht haben Sie sogar recht.«

### III

#### *Cocoa Hannigan*

Alexandra trug ältere Jeans, ein weites Shirt und eine Sonnenbrille. Zudem hatte sie sich ein Basecap aufgezogen. Ihre Füße verschwanden in grau-blauen Joggingsschuhen, mit denen sie bereits häufiger durch den großen Park ihres Anwesens gejoggt war.

Entsprechend abgewetzt sahen sie auch aus, denn Alexandra bevorzugte den Querfeldein-Lauf.

Personalbüro – Brown MicroSolution stand auf dem Schild an der Tür neben ihr. Sie lehnte an der Wand, kaute einen Kaugummi und wartete.

Aus dem Inneren des Büros waren Stimmen zu hören. Eine junge, defensiv klingende Frau verteidigte sich nach Kräften, während ein älterer Mann, Alexandra schätzte ihn auf vierzig, mehr und mehr in Wut geriet.

Warum sie eine solche Torheit begangen habe, ob sie denn nicht wisse, wer Genovese sei und wie sie überhaupt dazu käme, etwas anderes als ihre Arbeit zu tun.

Es war offensichtlich, dass der Mann sich in seinen Zorn hineinsteigerte.

Alexandra vermutete, dass der Mann Angst hatte. Angst vor einer Racheaktion des Mafiosi. Dann nämlich, wenn dieser mitbekam, wer für das Verschwinden des Geldes die Verantwort-

tung trug.

Mafiabosse waren nicht dafür bekannt, dezidiert nach Schuld oder Unschuld zu fragen. Sie verpassten jedem, den sie für ein Schwein hielten, Betonschuhe.

Nahezu jeden Monat wurde eine Leiche aus dem Denton River gefischt. Vor allem im Norden war der Fluss tief und vom Ufer kaum einsehbar, da die Stadt dort ein Naturschutzgebiet eingerichtet hatte.

Der perfekte Ort, um jemanden zu versenken.

Der Denton durchzog Hell City vom Norden nach Süden. Von West nach Ost floss der etwas schmälere Breston River. Beide trafen sich in der Stadtmitte und umspülten eine künstliche Insel.

»Sie wollen mich nicht nur anschreien, oder?«, fragte die junge Frau. Plötzlich mischte sich auch Trauer in ihre Stimme. »Sie wollen mich feuern.«

»Worauf Sie einen lassen können. Sie sollten aus der Stadt verschwinden, Miss Hannigan. Hier bekommen Sie keinen Job mehr.«

Leises Schluchzen war zu hören, untermalt vom Rascheln einiger Papiere. »Sie brauchen nicht zu heulen, das bringt auch nichts. Sie hätten vorher nachdenken sollen. Jetzt kommt der Katzenjammer.«

Blöder Wichser. Alexandra spürte Zorn in sich aufsteigen. Der Mann dort drin genoss es, die junge Frau zu demütigen.

Am liebsten wäre sie hineingegangen und hätte ihn aus dem Büro gejagt. Aber sie wollte unerkannt bleiben.

Darum wartete sie geduldig ab, bis die Tür aufging und die Computerexperten auf den Flur trat.

Sie schloss leise die Tür, holte ein Taschentuch aus ihrer Tasche und putzte sich die Nase. Dann schniefte sie, wischte sich die Augen trocken und seufzte.

»Bist du so gut, wie ich glaube? Oder war es ein Zufallstreff-fer?«, fragte Alexandra und trat neben die Hackerin.

Diese zuckte zusammen. Ihr Blick wurde panisch. »Sind Sie von ...«

»Genovese? Nein, keine Angst.«

»Wer sind Sie dann?«

»Beantworte meine Frage. Bist du so gut, oder war es ein Glückstreffer?«

»Ich bin so gut!«

»Dann habe ich einen Job für dich.«

Alexandra ging davon. Sie war sich sicher, dass ihr die Hackerrin folgen würde.

»Einen Job?«, rief diese. »Was denn für einen?«

»Darüber unterhalten wir uns in meinem Büro. Wie heißt du?«

»Cocoa. Cocoa Hannigan.« Die junge Frau schloss zu Alexandra auf. »Und du bist ...?«

»Deine Chefin, wenn du den Job annimmst.«

Sie passierten den Empfang von Brown MicroSolutions und gingen zum Aufzug, der hinab zu der Tiefgarage führte.

Niemand hielt sie auf, niemand fragte nach ihren Namen oder Ausweisen. Ich könnte eine Attentäterin sein und hier mit zehn Kilo Sprengstoff reinmarschieren – es würde niemanden interessieren. Was für eine elende Scheiße!

Sie nahm sich vor, ein Memo an den Vorstand zu schicken. Ihr war es nicht gelungen, die Stadt sicherer zu machen. Aber wenigstens ihr Eigentum sollte so sicher sein wie Fort Knox.

In der Tiefgarage ließ Alexandra die Schlösser eines nachtschwarzen Lotus aufschnappen und stieg ein.

Nahezu ehrfürchtig ließ sich Cocoa Hannigan auf den Beifahrersitz gleiten. »Du meine Güte, was für ein Wagen ...«

»Ja. Ich mag ihn sehr.« Alexandra startete den Motor und gab Gas.

Sie jagte durch die Tiefgarage, riss das Steuer herum und fuhr die Auffahrt hinauf. Erst kurz bevor sie auf die Straße einbog, bremste sie ab.

Eine Weile fuhren sie schweigend durch Heliopolis.

Dann, nach ein paar Minuten, deutete Alexandra aus dem Fenster. Sie sahen ein paar Männer, die eine Frau umringt hatten. »Siehst du diese elende Scheiße? Gestern stimmten die Politiker gegen eine Verschärfung des Strafrechts. Es ist unglaublich.«

Cocoa lachte bitter. »Dachtest du, sie würden dem zustimmen? Da ist doch einer so korrupt wie der andere.«

Alexandra nickte, beschleunigte und hielt auf die Gruppe zu.

Die Männer sahen sie kommen, wichen aber nicht zurück, da sie sich auf dem Gehsteig befanden.

Alexandra bremste den Wagen so ab, dass er seitlich driftete. Er kam zum Stehen, sie stieß die Tür auf – und hieb sie einem der Männer in den Unterleib.

»Lasst die Frau in Ruhe und verschwindet!«, rief sie laut und stieg aus, begleitet von dem ungläubigen und auch panischen Blick ihrer Beifahrerin.

»Was soll das, Schlampe? Bist du lebensmüde?«, fragte einer der Männer. Er kam auf Alexandra zu – und schrie auf, als diese aus dem Stand in die Höhe sprang, ihr Bein streckte und ihm hart gegen das Kinn trat.

Er taumelte mehrere Schritte zurück und sackte zu Boden.

Drei der ursprünglich fünf Männer standen noch.

Sie wussten nicht, was sie von Alexandras Auftritt halten sollten.

Schließlich ließen zwei von ihnen Messer aufschnappen.

»Macht das nicht, Jungs. Bedroht mich nicht mit einer Waffe, sonst erlebt ihr die Hölle!«, mahnte die Milliardärin.

»Du bist am Arsch, Fotze!«, erklärte einer der beiden und griff an.

Wenige Wochen nach dem Überfall auf ihr Haus hatte die damals noch junge Alexandra beschlossen, dass sie sich niemals wieder wehrlos fühlen würde. Kein Mann bekäme jemals wieder die Gelegenheit, sie zu missbrauchen, auszurauben oder auch nur einzuschüchtern. Niemals wieder würde sie sich fügen oder



geliebte Menschen sterben sehen.

Seit dieser Zeit trainierte sie verbissen jeden erdenklichen Kampfsport.

Sie hatte sich sogar unter falschem Namen zu einer US Marine ausbilden lassen. Erst am Ende des Trainings, als man sie zu einer Einheit hatte schicken wollen, war sie über Nacht verschwunden.

Als der Mann mit dem Messer nun auf sie zukam, reagierte sie exakt so, wie man es ihr in unzähligen Stunden beigebracht hatte.

Sie unterlief den Hieb, drehte den Arm des Mannes und zwang ihn, die Waffe fallen zu lassen.

Anschließend drehte sie sich, ohne ihn loszulassen, und benutzte ihn als Schutzschild.

Keine Sekunde zu früh, denn sein Kumpan griff an, stach zu – und traf die Kehle seines Freundes.

Alexandra ließ den Sterbenden los, versetzte dem völlig verblüfften Killer einen Schlag gegen den Solarplexus und brach ihm, als er nach vorne sackte, mit einem einzigen Schlag das Genick.

Die Frau, das Opfer, welches sie gerettet hatte, bedankte sich mit hastigen Worten und verschwand.

Auch die drei noch lebenden Verbrecher hatten es eilig, sich aus dem Staub zu machen. Sie hatten ihre Freunde sterben sehen und wussten, dass sie sich besser nicht mit dieser Frau anlegten.

Sie hatten ihr in die Augen geblickt und darin nichts als eisige Kälte gefunden ...

\*\*\*

»Du hast ihn getötet!«, stellte Cocoa fest, nachdem sie ihre Sprache wiedergefunden hatte. Mehrere Meilen lagen zwischen ihnen und dem Tatort, vor ihnen erhob sich Romance Hill. »Ein einziger Schlag, und er war tot.«

»Schockiert?«

Cocoa Hannigan lachte abermals freudlos. »Machst du Scherze? Dieser Wichser hatte es nicht besser verdient. Er hätte die Frau ohne mit der Wimper zu zucken über die Klinge springen lassen. Die haben bekommen, was sie verdienen. Schade, dass drei davonkamen.«

Alexandra nickte. Sie hatte den Impuls verspürt, ihre Pistole zu ziehen und sie alle drei zu erschießen. Von hinten, je eine Kugel in den Kopf.

Aber das wäre Mord gewesen. Und soweit wollte sie nicht gehen.

Sie passierten die Grenze zu Romance Hill und fuhren den Berg hinauf.

Das Tor, welches Alexandras Grundstück von öffentlichem Grund trennte, glitt automatisch auf.

»Shit!«, rief Cocoa, als sie die Villa in der Ferne auftauchen sah. »Das nenne ich mal einen Prachtbau!«

»Gotischer Stil«, erklärte die Unternehmerin. »Meine Urgroßeltern ließen es nach dem Vorbild englischer Burgen bauen. Es besitzt zwei Türme sowie 50 Zimmer. Die Stallungen liegen nach hinten raus, ebenso der Park. Im Keller befindet sich ein großer Spa mit allem, was man für Sport, Fitness und Erholung benötigt. Alt und Neu vermischen sich zu einer Symbiose.«

»Du arbeitest also als Immobilienmaklerin?«, scherzte Cocoa. Dann drehte sie den Kopf und blickte Alexandra an. »Ich schätze, meine Arbeitgeberin ändert sich nicht, oder?«

»Nein.«

Die Computerexpertin nickte. »Gedacht habe ich es mir schon. Ich wusste jedoch nicht, dass Alexandra Brown derart gut mit Verbrechern fertig wird.«

»Es gibt vieles, was du nicht über mich weißt. Die meisten Menschen wissen nichts über mich. Und das ist auch gut so.«

Cocoa zuckte mit den Achseln. »In der Firma handelt man dich bereits als Mythos. Manche meinen, dass es dich gar nicht gibt.

Dass du nur eine Kunstfigur seist, um dem Unternehmen einen Namen und einen persönlichen Anstrich zu geben.«

»Mich gibt es auch nicht. Ich bin nur virtuell. Also sei froh, dass der Strom nicht ausgefallen ist, sonst hätte der Wagen einen ziemlich üblen Unfall gebaut.«

Cocoa blinzelte Alexandra überrascht an, dann lachte sie. »Okay, und dass du einen derart zynischen Humor hast, ahnt in der Firma wohl auch niemand.«

Alexandra drehte den Kopf und musterte ihre Beifahrerin. »Weißt du was? Ich habe es bis eben auch nicht geahnt.«

\*\*\*

»Was für ein Bau!«, wisperte Cocoa ehrfürchtig, als sie durch die Halle ging. »Wie viele Leute leben hier?«

Drei. Mein Adjutant, Frank Porter. Dann noch Hazle, meine Sekretärin und ich. Früher, als meine Eltern noch lebten, war das anders. Aber ich habe mich ... abgeschottet ...«

Porter eilte herbei. »Miss Alexandra! Möchten Sie Kaffee?«

»Schokaffee und Kuchen für meinen Gast und mich im Salon. Bringen Sie auch bitte die iPads. Haben Sie den Vertrag ausgearbeitet?«

»Natürlich.«

Damit eilte Porter davon.

»Dein Adjutant? Oder Diener?«

»Adjutant. Er kocht nicht und putzt auch nicht – das machen Angestellte aus der Stadt. Seine Aufgaben sind vielfältig, sein Gehalt ist es auch.«

Die beiden Frauen nahmen an einem Tisch aus der Gründerzeit Platz.

»Schokaffee?«, fragte Cocoa, als Porter zwei Tassen mit kühler Flüssigkeit sowie den Kuchen brachte. »Was ist das?«

»Ein Schokoladen-Kaffee-Mixgetränk. Man kann es mit heißer oder kalter Milch aufrühren – fertig. Es hat einen sahnigen Ge-

schmack, ist süß und belebt mit Koffein. Wahlweise in Einzelpackungen, einem Karton oder in der ergonomischen Familienpackung zu haben.«

Cocoa nippte, dann nickte sie. »Schmeckt gut!«

»Meine Erfindung. Eines der wenigen Produkte, die direkt auf mich zurückgehen. Die Entwicklung dauerte lediglich zwei Monate. Ich kostete in der Zeit so viele Proben, dass ich ein Jahr nichts von dem Endprodukt wissen wollte. Inzwischen verkaufen wir es weltweit und ich trinke es leidenschaftlich gerne.«

»Und der Kuchen?«

»Hershey – leider kein Unternehmen von mir. Aber wir arbeiten daran!«

»Ernsthaft?«, fragte Cocoa.

»Nein.« Alexandra grinste.

Porter brachte die iPads. Der Vertrag war bereits geladen.

Schweigend gingen ihn die Frauen durch. Alexandra vertraute ihrem Adjutanten. Sie stellte nicht in Frage, was er tat, denn sie wusste, dass er sein Metier beherrschte.

»Ich verdiene 250.000 im Jahr?«, fragte Cocoa verblüfft. »Und ich bekomme ein Zimmer hier im Haus?«

Sie las weiter.

»Wow, ich verpflichte mich, jederzeit auf Abruf zu sein und absolutes Stillschweigen zu wahren.« Sie schaute auf. »Aber mein Zimmer wird abends nicht abgeschlossen, damit ich nicht fliehen kann. Oder?«

»Nein. Ich weiß nicht einmal, was genau du tun sollst. Die Idee wurde gestern aus einer Laune – aus einer ziemlich düsteren Laune – heraus geboren. Mir gefiel, was du gemacht hast und ich überlegte, dass du das regelmäßig tun könntest. Für mich. Hier in diesem Haus. Es ist ein Experiment. Ein Versuch. Vielleicht kommen wir in ein paar Monaten zu dem Schluss, dass sich die Sache nicht rentiert. Dann versetze ich dich zurück zu MicroSolution oder zu einem anderen Zweig.«

»Und die Ausrüstung? Wenn ich das, was ich getan habe, häu-

figer tun soll, müssen wir uns über Datensicherheit unterhalten.«

»Eher nicht«, gab Alexandra zurück. »Ich kenne mich mit alledem nicht aus und wäre daher ein ziemlich schlechter Gesprächspartner. Wenn du unterschreibst, dann gehst du shoppen. Es ist deine Verantwortung.«

»Wir sprechen über eine große Summe!«, warnte Cocoa.

»Dann setze ich mich eben eine Stunde länger auf die Hauptstraße und halte meinen Hut auf«, replizierte Alexandra.

Sekunden verstrichen, ehe beide lachten.

## IV

### *Benjamin Cohen*

Hätte man Alexandra gefragt, sie wäre nicht in der Lage gewesen, den Grund für ihren Besuch bei Brown DynoTech – dem Waffen- und Verteidigungsunternehmen ihres Konzerns zu nennen.

Da sie jedoch die Inhaberin und Chefin von BDT – wie das Unternehmen kurz genannt wurde – war, benötigte sie keinen Grund. Sie konnte kommen und gehen, wann immer sie wollte.

Als sie die Eingangshalle des großen Baus betrat, diesmal nicht in legerer Kleidung sondern artig im Business-Dress, zog sie automatisch die Blicke der Anwesenden auf sich.

Obwohl kaum einer je mit ihr gesprochen hatte, kannten doch viele Mitarbeiter die Bilder von ihr.

Eines hing in der Halle, genau dort, wo sich die Wartezone für Besucher befand.

»Miss Brown!«, rief die Empfangsdame aufgelöst und eilte ihr entgegen. »Wir wussten nicht ... Niemand hat uns gesagt, dass ...«

»Ganz ruhig!«, bat Alexandra. »Tief durchatmen, zur Ruhe kommen – es ist alles in Ordnung. Sollte Gott durch diese Tür treten, dürfen Sie hyperventilieren. Auch bei Satan oder Santa

Claus. Aber sonst ...«

Sie ging an der zitternden Frau vorbei zu den Aufzügen.

Jeder Hauptsitz ihrer verschiedenen Unternehmen war nach dem gleichen Muster aufgebaut. Im obersten Stock, im Penthouse, gab es ein Büro, zu dem lediglich ein spezielles Reinigungsteam Zutritt hatte, um es zu säubern; ausgewählt von Porter persönlich. Man benötigte eine gesonderte Codekarte, um überhaupt dort hinauffahren zu können.

Nicht einmal die tatsächlichen Leiter des jeweiligen Unternehmens residierten dort oben.

Alexandra schob ihren Ausweis in den Schlitz des Aufzugs, kaum dass sie die Kabine betreten hatte.

Damit sperrte sie den Lift für alle anderen Anforderungen und fuhr ohne Unterbrechung hinauf zum Penthouse.

Das erste Mal, dachte sie, als sie das Büro betrat.

BDT hatte sie zuvor noch nie besucht. Nicht einmal nach dem Tod ihrer Eltern. Brown NutriFood schon, denn dort hatte sie Schokaffee entwickelt.

Aber BDT ...

Sie nahm hinter ihrem Schreibtisch Platz und aktivierte den Computer.

Sie wartete, bis sie sich einloggen konnte, dann rief sie die aktuellen Geschäftsdaten ab, schaute sich laufende Projekte an und überflog auch die Personallisten.

Noch immer wusste sie nicht, was in aller Welt sie hier machte. So wenig wie sie wirklich wusste, was Cocoa Hannigan für sie tun sollte.

Die junge Frau hatte unterschrieben und war nun dabei, das Netzwerk und die EDV-Anlage zu planen.

Was sie damit tun würde, sollte die Zukunft zeigen.

Im schlimmsten Falle nichts.

Alexandra fühlte sich einerseits planlos, andererseits aber auch getrieben. Sie hatte auf die Politik und die Staatsanwaltschaft Einfluss ausgeübt. Sie hatte große Summen in Aussicht gestellt,

um ihr großes Ziel zu erreichen – diese Stadt sicherer zu machen, damit andere nicht litten, wie sie litt.

All ihre Bemühungen waren hintertrieben worden und gescheitert. Nicht, weil die Bürger nicht wollten, sondern weil die Politiker und Verantwortlichen andere Pläne verfolgten.

Sie wusste, dass sie nun nach einem neuen Weg suchte, um ihr Ziel zu erreichen. Gleichzeitig wusste sie aber auch, dass sie keine Ahnung hatte, wie dieser Weg aussehen sollte.

Die Verbrecher zusammenzuschlagen, eine Frau zu retten und all ihr Können nicht nutzlos für den vagen Fall eines Angriff einzusetzen, sondern aktiv zu nutzen, um jemand anderem zu helfen, hatte sich unvergleichlich süß angefühlt.

Dieses süße Gefühl hatte nicht nur ihren Groll über die geplatzte Gesetzesinitiative beiseite gefegt, sondern sie zum ersten Mal seit jener schicksalhaften Nacht locker auf einen anderen Menschen reagieren lassen.

Ihr war, als habe sie sich in diesem Moment ein kleines Stück von dem zurückgeholt, was man ihr genommen hatte.

Nun saß sie in einem ihr fremden Büro und starrte den Monitor an, ohne jedoch zu wissen, wonach sie suchte.

Bilanzen, Ideen, umgesetzte und abgelegte Projekte, Verträge und Mitarbeiter, Eingaben und Prototypen zogen an ihren Augen vorbei.

Benjamin Cohen.

Wieder und wieder las sie diesen einen Namen – stets im Zusammenhang mit als utopisch eingestuften Projekten.

Futuristische Fahrzeuge, Körperpanzerungen und Waffen.

Cohen schien eine nahezu unerschöpfliche Fantasie zu besitzen.

Ihm fehlte jedoch die Gabe, seine Ideen, seine Visionen in sinnvolle Machbarkeitsstudien zu gießen.

Sie drückte den Knopf ihrer Gegensprechanlage. Irgendwo im Gebäude bei irgendeiner Sekretärin leuchtete nun ein rotes Lämpchen.

»J ... Ja?«, hörte sie eine fragende, ängstliche Stimme aus dem Lautsprecher der Anlage dringen. »Miss ... Brown?«

»Schicken Sie Mister Benjamin Cohen in mein Büro, ich gebe den Aufzug frei. Schicken Sie außerdem zwei Tassen Schokakaffee und zwei Bagel.«

Sie aktivierte die Freigabe für den Lift, dann stand sie auf und ging zu der kleinen Sitzgruppe, die links von ihrem Schreibtisch stand und für informelle Gespräche vorgesehen war.

Ihr Vater hatte jedes Büro auf die gleiche Weise einrichten lassen, sodass er sich stets zurecht fand; egal, in welchem Unternehmen er gerade arbeitete.

Anders als sie hatte er sich deutlich mehr engagiert.

Nun ja – seine Eltern waren auch nicht ermordet und er mehrfach missbraucht worden. Und das in dem eigenen Zimmer, auf dem eigenen Bett.

\*\*\*

Benjamin Cohen war ein junger, schlaksiger Mann mit schwarzem Haar und glatt rasierten Wangen. Seine Augen schauten hell und klar in die Welt, seine Kleidung war leger. Im rechten Ohr trug er einen Ohrring, um die linke Hand eine Ledermanschette.

»Hätte ich gewusst, dass Sie mit mir sprechen wollen, hätte ich einen Anzug angezogen«, entschuldigte sich Cohen bei Alexandra, nachdem sie ihm die Hand geschüttelt hatte.

»Warum? Sind Sie klüger oder schlagfertiger, wenn Sie einen Anzug tragen?«

»Nein, das nicht. Aber ...«

»Sie haben sehr viele Projektideen eingebracht und bislang nicht eine davon umsetzen können.«

Er errötete. »Ja, das ... Ich bin sicher, dass es funktionieren könnte. Ich habe es wieder und wieder berechnet. Aber zum einen bin ich kein guter Verkäufer, zum anderen sind meine Ideen



nicht eben für den Massenmarkt kompatibel.«

»Den Eindruck hatte ich auch.« Sie holte ein Android-Tablet aus ihrer Tasche, verband sich mit dem Netzwerk und rief die Datei, welche sie zuvor betrachtet hatte, auf.

»Ein Sportwagen mit Bewaffnung und Panzerung namens Proto-Q«, las sie vor. Dabei schüttelte sie amüsiert den Kopf. »Und eine Körperpanzerung, die leicht und flexibel ist, namens Templer 2010.«

Cohen errötete noch mehr.

»Strahlenwaffen, ultra-elastische Bänder, Kletterseile und Haken mit automatischer Aufrollung ... Sie haben vermutlich Heroman, den Rächer der Armen, im Abo, oder?«

»Nun ... Tja, nun ja, wenn Sie mich so fragen ...« Er wischte sich durch die Haare. »Sie denken hoffentlich nicht, dass ich Zeit und Geld verschwende. Ich arbeite an regulären Projekten. Erst letzte Woche ...«

Alexandra hob die Hand. »Keine Sorge, das denke ich nicht. Darum geht es mir auch nicht, denn das ist Sache Ihrer Vorgesetzten. Mich interessiert, ob all diese Dinge tatsächlich machbar sind. Ob Sie bauen können, was Sie so hübsch mit einem DMU-Programm entworfen haben.«

»Ich schwöre, dass ich jedes dieser Modelle für machbar halte. Mit der richtigen finanziellen Unterstützung, einem Team und den passenden Maschinen haben Sie den Proto-Q bis Dezember in der Garage.«

Alexandra schaute an dem Mann vorbei zur Tür und schloss die Augen. Ein Bild formte sich vor ihrem geistigen Auge. Ein Bild, so bizarr, so verrückt, dass sie es kaum ernsthaft zu denken wagte.

Was unterschied Heroman, den Comic-Held, von ihr?

Er lebte in einer von Verbrechen geprägten Stadt in einer düsteren Vision der Welt.

Nach Wirtschaftskrisen, Arbeitslosigkeit und Terrorismus konnte die Welt kaum düsterer werden.

Heroman war reich und nutzte seinen Reichtum, um die Welt besser zu machen.

Sie hatte genau das ebenfalls versucht.

Heroman hatte erkannt, dass man selbst den Arsch bewegen muss, will man etwas bewegen.

Daran haperte es bei ihr noch. Abgesehen von dieser einen, spontanen Tat ...

Aber wollte sie wirklich zu einer Comicfigur werden? Zu einer Superheldin, die sich wie Heroman in die Nacht wagte, um dort den Abschaum beiseite zu schaffen?

Die Idee war grotesk. Vollkommen verrückt. Sie würde ihr Leben riskieren, ihren Ruf.

Innerlich lachte sie auf. Es gab keinen Ruf, den sie verlieren konnte, denn sie trat kaum in Erscheinung. Niemand wusste, wie sie war.

Selbst auf Einladungen reagierte sie mit einer Absage, sie gab keine Feste, keine Empfänge, ließ sich nicht ehren und schrieb lieber Mails statt zu telefonieren. Hin und wieder eine Erklärung an die Presse oder ein Gespräch mit Politikern; das war alles.

Die Medien hatten über ihre Entscheidung, jegliche Hilfen zu streichen, in großen Lettern und Sendungen berichtet.

Die meisten deuteten mit dem Finger auf Bürgermeister Olson, aber es gab auch manche Kommentatoren, die Alexandra an den Pranger stellten.

Es kümmerte sie nicht.

»Kennen Sie Badgers Hall?«, fragte Alexandra und blickte Cohen wieder an. »Die alte Fabrik, die wir inzwischen stillgelegt haben?«

Der Ingenieur nickte. »Dort habe ich in den ersten Jahren gearbeitet. Es heißt, die Anlage sei nicht komplett abgeschaltet worden, sondern liefe auf Stand-by, um sie bei Bedarf wieder in Betrieb zu nehmen.«

»Stimmt. Nicht nur, dass dort alles so ist, wie es am Tage des Umzugs war. Die Anlagen werden auch regelmäßig gewartet.

Wir könnten den Strom einschalten und sofort mit der Arbeit beginnen.«

Cohen ahnte, worauf sie hinauswollte. »Sie denken daran, meine Ideen dort umzusetzen? In Badgers Hall?«

»Ja. Stellen sie ein Team zusammen. Absolute Verschwiegenheit; nichts, was dort drinnen geschieht, darf an die Öffentlichkeit gelangen. Ich veranlasse, dass Sie mir direkt unterstellt werden.«

»Das ist großartig!«, rief Cohen. »Wirklich, ich meine ... Und wem bieten Sie die Erfindungen an?«

»Niemandem. Dazu kommen wir, wenn alles fertig ist. Sie berichten ausschließlich mir, niemandem sonst. Egal wer Auskunft von Ihnen verlangt!«

»Verstanden, Miss Brown.« Er stand auf. »Ich mache mich sofort an die Arbeit.«

»Gut. Wenn Sie morgen nach Badgers Hall fahren, ist alles vorbereitet.« Alexandra stand ebenfalls auf und reichte dem Mann die Hand. »Ich versuche, etwas Großes zu schaffen. Sie werden mir dabei helfen!«

Er nickte. Zufriedenheit spiegelte sich in seinem Blick wieder, und auch Stolz.

## V

*Es wurde Sommer, Herbst und schließlich Winter*

Straßen unter Eis und Schnee gebrochen. Salz wird knapp, neue Kältewelle droht. Bürgermeister Olson heute zu Gesprächen auf Romance Hill!

Die Schlagzeilen brachten das Dilemma der Stadt auf den Punkt. Die Kassen waren leer, die Straßen, die im Sommer hätten ausgebessert werden sollen, durch den Druck von eingesickertem und dann gefrorenem Wasser geborsten. Schlaglöcher reih-

ten sich aneinander; manche zu tief, als dass man sie hätte hinnehmen können.

Durch den besonders frostigen Winter, der bereits Ende Oktober begonnen hatte, war zudem das Streugut knapp.

Die Bediensteten der Stadtwerke schoben Doppelschichten. Die Überstunden wurden jedoch nicht ausgezahlt, sondern auf einem Konto notiert – die Angestellten sollten sie im kommenden Sommer abfeiern. Dann, wenn der Winter endlich freundlicherem Wetter wich und man nicht mehr Tag und Nacht die lädierten Straßen räumen musste.

Der große Saal der Festival-Hall war bereits reich geschmückt. Ein großer Weihnachtsbaum stand links neben einer breiten Bühne. An der Decke hingen Girlanden, Geschenke lagen auf den Tischen. Sie waren leer, dienten lediglich der Dekoration.

Bunte Lichterketten sorgten für ein gewisses Flair.

Nicht mehr lange, und der alljährliche Weihnachtsball der Reichen und Schönen würde hier über die Bühne gehen; finanziert von den Anwohnern.

Auch Alexandra zahlte in den gemeinsamen Topf ein, hatte aber bislang nicht an den Festivitäten teilgenommen.

Sie mied solche Veranstaltungen nach Kräften.

Der Raum, in dem sie und die anderen Anwohner von Romance Hill nun saßen, um mit Olson und seiner Delegation zu sprechen, bot einen guten Blick auf den großen Saal. Die Wand, welche beide Räume voneinander trennte, bestand aus Glas.

Bei den großen Festen war hier die Bar untergebracht, in der man stehen, sich unterhalten und edlen Champagner schlürfen konnte.

Die Getränke, die nun gereicht wurden, waren sehr viel profaner. Es gab Kaffee, Tee und Schokaffee, dazu Gebäck.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, hob Olson an. Dabei schaute er unsicher über den Tisch. Dorthin, wo die Bewohner von Romance Hill saßen; jene, die das Geld hatten, der Stadt aus der Klemme zu helfen.

Schließlich stoppte er bei Alexandra und schenkte ihr einen hasserfüllten Blick. Seit sie ihm den Mittelfinger gezeigt hatte, waren seine Umfragewerte im Keller.

Die momentane Situation machte es noch schlimmer.

Die Bürger auf der Straße wussten, wem sie die Miesere verdankten. Nur wenige gaben Alexandra die Schuld; zumal die meisten das Anliegen der Milliardärin verstanden oder gar unterstützten.

»Wie viel?«, fragte Charles Reynolds. Der grauhaarige Mann war bekannt für seine direkte Art. Er hatte sein Geld mit Öl gemacht, hielt Naturschutz und alternative Energien für Idiotie und befürwortete die Kriege im Nahen Osten.

»Eine siebenstellige Summe. Ich fürchte, dieser Winter zehrt unsere ohnehin knappen Reserven vollends auf.«

»Was erhalten wir im Gegenzug?«, fragte Reynolds. Dabei fixierte er Olson.

»Nichts erhalten wir!«, warf Alexandra ein. »Er verspricht uns, was wir hören wollen. Und wenn es Zeit ist, seine Versprechen in die Tat umzusetzen, kommt er mit Ausflüchten. So wie damals, als er meine Gesetzesinitiative hintertrieb.«

»Miss Brown!«, brauste Olson auf, »das ist nicht wahr. Aber die Politik ist kein Wunschkonzert, in der die Reichen der Stadt den Marsch vorgeben.«

»Ich bin sicher«, knurrte Reynolds, »die Bürger der Stadt hätten nichts gegen die Initiative gehabt. Im Gegenteil – sie sind noch direkter von den Verbrechen betroffen. Die Mehrheit dürfte für strengere Gesetze sein. Sollte das in einer Demokratie nicht zählen?«

»Wir sind nicht deswegen hier!«, versuchte ein junger Mann abzulenken. »Wir haben eine Aufstellung der dringendsten Ausgaben. Wenn Sie ...«

Alexandra deutete auf einen Mann um die vierzig, der zwei Sitze von ihr entfernt saß. »Dies ist Andrew Reynolds«, erklärte sie. »Er wird ehrenamtlich für die Stadtverwaltung arbeiten und

die Straßendienste leiten. Er wird dafür sorgen, dass die Angestellten bezahlt und das Streusalz eingekauft werden können.«

Olson starrte den Mann an. »Das ... Nein, wie kommen Sie darauf, dass ich dem zustimme? Wir haben demokratische Ordnungen und Regeln. Keinesfalls ...«

»Das – und Sie sehen keinen Cent von uns. Die Medien werden erfahren, dass wir einen Krisenmanager einsetzen und die Kosten übernehmen wollten, Sie aber abgelehnt haben.«

Der Bürgermeister sprang auf. »Ich weiß, worauf das hinausläuft. Sie wollen ihn als Gegenkandidat aufbauen.«

»Natürlich!«, bestätigte Charles Reynolds ungerührt. »Ihre Tage im Amt sind gezählt.«

»Das werden wir sehen! Das, was Sie tun, ist Erpressung. So einfach ist es nicht!«

»Wie Sie meinen.« Alexandra gab sich unbeeindruckt. »Die Herren und Damen von der Presse?«, rief sie laut.

Kurz darauf wurde die Tür aufgestoßen und mehrere Männer und Frauen betraten den Konferenzraum.

Olson starrte sie fassungslos an.

»Was ...?«, fragte er dann.

Auch seine Angestellten waren verblüfft.

»Die Milliardärin blieb hingegen gelassen. Sie holte ein iPad aus ihrer Tasche, während die Medienvertreter Platz nahmen.

Anschließend rief sie eine Tabelle auf. »Wie hoch ist die Summe, welche die Stadt braucht?«

»Etwa 1,5 Millionen Dollar«, erklärte der junge Mann, der schon zuvor das Wort ergriffen hatte.

»Hm, wären zwei Millionen nicht besser?«, fragte Reynolds, nachdem er einen Blick auf Alexandras iPad geworfen und verstanden hatte.

»Nun ja, schon«, murmelte der Angesprochene.

»Wie praktisch. Denn das ist zufällig die Summe, die Bürgermeister Olson kurz vor der Abstimmung zu meiner Gesetzesinitiative von Mister Genovese erhalten und auf einem Konto auf

den Cayman Islands geparkt hat.« Alexandra starrte Olson an, ihre Stimme zitterte vor Zorn.

Der Bürgermeister wurde bleich. Ein wahres Blitzlichtgewitter zuckte durch den Raum.

»Das ... das ist eine infame Lüge!«, schrie Olson schließlich und sprang auf. »Verleumdung! Das lasse ich nicht auf mir sitzen!«

Alexandra drehte das iPad so, dass die Angestellten der Stadt einen Blick auf die Daten werfen konnten.

»Das ist ... unfassbar!« Der junge Mann schaute zu seinem Chef. »Wie konnten Sie das tun? Sie haben Geld von einem Mafiosi angenommen? Die Stadt ist pleite, und Sie haben zwei Millionen Dollar ...«

»Er hatte zwei Millionen Dollar«, korrigierte Alexandra die Ausführungen. »Ich habe inzwischen veranlasst, dass das Geld auf das Konto der Stadtkasse transferiert wird. Die Polizei und Staatsanwaltschaft sind bereits informiert. Ich denke, unter diesen Bedingungen ist es nur zu verständlich, dass Mister Reynolds Junior als Krisenmanager einspringt«

Olson sprang auf. Panik und Hass spiegelten sich in seinem Blick wider. »Das wird ein Nachspiel haben!«, schrie er und stürmte davon.

Niemand hielt ihn auf.

»Woher hast du die Informationen?«, fragte Reynolds, nachdem auch die Angestellten der Stadt sowie die Pressevertreter gegangen waren, um den Skandal jeder auf seine Art zu nutzen.

»Ich habe meine Quelle. Mehr möchte ich dazu nicht sagen.« Sie schenkte dem älteren Mann ein freundliches Lächeln.

»Solange du nicht meine Konten knackst ...« Er lachte leise.

»Was möchtest du denn über dich wissen?« Sie blinzelte ihm zu, dann stand sie auf. Seit Monaten arbeitete Cocoa für sie, hatte eine große Zentrale im ehemaligen Bunker des Hauses eingerichtet und verschiedene Dinge ausprobiert. Aber dieser Schlag gegen die Korruption hatte all die Ausgaben gerechtfertigt. Olson

war Geschichte, Genovese würde ein blaues Auge davontragen.  
Ihre Laune war sehr viel besser als sonst.

\*\*\*

»Wie lief es?«, wollte Cocoa Hannigan wissen, als Alexandra zurückkehrte und die Zentrale im ehemaligen Atombunker betrat.

Statt trister Wände dominierten TFT-Monitore das Bild. Konsolen und Tastaturen, das Summen von Rechnern und Lüstern sowie bequeme Stühle füllten den Raum, in dem man einst panisch auf das Ende einer atomaren Apokalypse hätte warten sollen.

Es roch nach Zitrone. Das Aroma wurde über die Klimaanlage in die Luft gepumpt. Hier, in der Zentrale, herrschten gleichbleibende 22,5 Grad Celsius.

»Besser hätte es gar nicht sein können!«, gab Alexandra zufrieden zurück. »Olson ist Geschichte. Der Sturm bricht gerade los; ich hörte es in den Nachrichten auf dem Weg hierher.«

»Sehr gut.« Cocoa drehte sich auf dem Stuhl und strahlte ihre Chefin an. »Das war der erste große Wurf.«

»Und nicht der letzte!« Alexandra spürte Adrenalin durch ihre Adern rauschen. Sie wollte mehr.

Das, was sie damals auf der Straße erlebt hatte, erlebte sie nun erneut. Ein Schlag gegen das Übel.

Ein süßer Sieg!

»Nein, nicht der letzte. Ich denke, wir können hier einigen Machenschaften auf die Schliche kommen. Wir müssen nur aufpassen, dass uns niemand auf die Schliche kommt. Diesmal hast du Olson direkt mit den Fakten konfrontiert. Das nächste Mal müssen wir die Informationen anonym streuen.«

Alexandra nickte.

In den Monaten, seit Cocoa hier arbeitete, hatten sich die beiden Frauen angefreundet. Die Hackerin war die erste und einzige Person, abgesehen von ihren beiden engsten Mitarbeitern, zu



der Alexandra Vertrauen gefasst hatte.

Dies lag nicht allein daran, dass beide Frauen etwa im gleichen Alter waren und sich daher in vielen Ansichten ähnelten.

Nein, Alexandra und Cocoa verband auch ein ähnliches Schicksal.

Beide waren früh zu Vollwaisen geworden; Alexandra bei jenem schrecklichen Überfall, Cocoa hingegen bei einem Unfall, den ein anderer, unbekannter Fahrer verursachte.

Er war davongekommen und hatte sich aus dem Staub machen können.

Ihre Eltern hingegen starben noch an der Unfallstelle.

Die Milliardärin legte einen Umschlag auf ihren Platz. Von Anfang an hatte Cocoa für ihre Chefin einen eigenen Bereich eingeplant; nicht wissend, ob sie überhaupt jemals die Zentrale betreten würde.

In den letzten Wochen aber war Alexandra ständig hier unten gewesen. Um den Thrill zu erleben, in fremde Datennetze einzudringen, und auch, um in Gesellschaft der Hackerin zu sein.

»Die Einladung, von der gesprochen hast?«, fragte Cocoa und deutete auf den Umschlag.

Alexandra hatte ihr vor dem Meeting von der Weihnachtsfeier in der Festival Hall erzählt und auch davon, dass ihr Reynolds wahrscheinlich die Einladung in die Hand drücken würde.

»Genau. Und so wie jedes Jahr werde ich der Feier fernbleiben.«

»Warum?«, fragte Cocoa unschuldig.

»Weil ich nie an diesem Fest teilnehme. Es ist ... Ich mag diese Fröhlichkeit ...« Alexandra neigte den Kopf zur Seite. »Keine Ahnung. Mir war nie danach.«

»Du solltest gehen. Es bringt dich sicherlich auf andere Gedanken. Die Welt ist beschissen, aber sie wird nicht besser, wenn wir uns jede Freude verkneifen. Das kapierte ich nach dem Tod meiner Eltern. Wie weit uns die Ereignisse im Griff haben, entscheiden alleine wir.«

Die Unternehmerin öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, schloss ihn aber wieder.

Cocoa hatte recht.

Es wurde nicht besser oder schlechter, nur weil sie zu einer Feier ging. Niemandem half es, wenn sie sich in ihrem Herrenhaus verkroch.

»Ich gehe zu der Feier«, erklärte sie schließlich und nahm den Umschlag auf, um ihn zu öffnen. »Aber nicht alleine. Du begleitest mich!«

»Huch!«, rief die Hackerin. »Ich? Weder habe ich die passenden Kleider, noch kenne ich jemanden dort. Ich werde ein Klotz am Bein sein!«

»Du bist die einzige Person seit dem Tod meiner Eltern, mit der ich völlig ungezwungen umgehen kann. Wenn du mich nicht begleitest, wer dann? Außerdem haben wir ungefähr die gleiche Größe – meine Kleidung sollte dir passen.«

»Nun dann ...« Cocoa lächelte. »Danke für die Einladung, Chefin.«

»Bitte. Und nenn mich nicht ...« Alexandra hielt inne, als ihr PDA einen eingehenden Anruf meldete.

Nur wenige Menschen kannten diese Nummer.

Neben Cocoa, Hazle und Porter nur ein Mann – Benjamin Cohen.

»Ja?«, fragte sie knapp.

»Fertig!« Die Stimme des Ingenieurs klang triumphal.

»Wie meinst du das – fertig?«

Im Laufe der Monate, in denen Alexandra immer wieder den Fortgang der Arbeiten begutachtet hatte, war sie auch Cohen näher gekommen. Auch wenn es noch immer eine Distanz gab, die zwischen ihr und Cocoa aufgehoben war, duzten sich beide.

»Fertig wie: Es funktioniert alles und ist einsatzbereit. Wir haben den Job erledigt und freuen uns darauf, dir eine Vorführung zu geben.«

»Wir sind in Kürze bei euch!«

»Wer ist wir?«

»Cocoa und ich. Sie ist mein Operator. Also muss sie wissen, was in Badgers Hall gebaut wurde.«

Damit warf Alexandra den Hörer auf die Gabel. »Auf geht's!«

## VI

### *Nächtlicher Ausflug*

Eine Woche war vergangen, seit Benjamin Cohen angerufen hatte.

Eine Woche, in der Alexandra nichts anderes getan hatte, als die Erfindungen des Ingenieurs auf Herz und Nieren zu prüfen.

Die Körperpanzerung verlieh ihr nicht nur ein erotisches Aussehen, sie verbarg dank Helm und Handschuhen auch vollständig, wer unter dem hautengen, enorm robusten und kugelsicheren Stoff steckte.

Die Oberfläche des Materials absorbierte das sichtbare und auch das unsichtbare Licht. Dämmerung reichte bereits, um Alexandra nahezu unsichtbar zu machen. Im Schatten eines Hauses konnte sie verschwinden, ohne gesehen zu werden.

Dank feinsten Technik im Helm, in den Handschuhen und Stiefeln war es ihr jedoch möglich, die Umwelt auf vielfältige Weise wahrzunehmen. Kameras, Sensoren und Infrarot, zudem Mikrofone und Geruchsverstärker ermöglichten ihr, auch kleinste Details aufzunehmen.

Das Team um Benjamin Cohen hatte sehr schnell begriffen, worauf dies hinauslaufen würde – und fassungslos, gleichzeitig aber auch neugierig und gespannt an der Entwicklung einer Superheldin mitgearbeitet.

Als Alexandra nun in den Anzug schlüpfte, sich die eigens für sie entwickelten Laser- und Strahlenwaffen, das Teleskop-Katana und die Wurfsterne anlegte und die in den Armen ihrer Jacke befestigten Seile noch einmal überprüfte, vermochte niemand in

der Einsatzzentrale tief unter ihrem Herrenhaus zu sagen, was dieser Abend bringen würde.

Bislang hatte Alexandra geübt. Sich mit der Ausrüstung vertraut gemacht, leblose Ziele erschossen und den Proto-Q ausgiebig getestet.

Sie wusste, was der Wagen konnte, über welche erstaunliche Computertechnik er verfügte und vor allem, wie verdammt schnell er war.

»Du siehst gut aus«, wisperte Cocoa, die Alexandras Verwandlung verfolgte. Cohen, der sich als Einziger vom Team in der Zentrale befand – die anderen arbeiteten in Badgers Hall an Modifikationen und Verbesserungen – musste vor der kleinen, improvisierten Umkleidekabine warten.

Binnen weniger Monate war aus dem Atombunker eine Zentrale geworden, die Heroman zur Ehre gereicht hätte.

Nur, dass hier nicht Heroman residierte, sondern Alexandra Brown.

»Danke«, gab die Milliardärin gleichfalls wispernd zurück. Sie betrachtete sich im Spiegel. Ihr langes Haar hatte sie zu einem Zopf gebunden, der Anzug brachte zur Geltung, was sie eigentlich nicht in allzu üppiger Form besaß. Weder ihre Brüste noch ihr Hintern waren sonderlich eindrucksvoll.

Trug sie jedoch ihre Rüstung, wurde sie zu einer erotischen Frau.

Offenbar hatte einer der Techniker in ihrem Team ein paar Träume ausleben dürfen.

»Ich bin verrückt, oder?«, fragte sie, ohne Cocoa anzuschauen.

Die Hackerin stand schräg hinter ihr und nickte. »Natürlich bist du verrückt. Du hast in knapp einem halben Jahr eine Einsatzzentrale für einen Superhelden inklusive Superheldin aus dem Boden gestampft. Aber ich glaube, dass nicht nur du genau das brauchst, sondern auch die Stadt.«

»Danke«, murmelte die Unternehmerin. Sie legte ihre Arme auf Cocoas Schulter. »Danke für deine Hilfe und dafür, dass du

an das alles glaubst.«

Die Computerexpertin lächelte sanft. Dann beugte sie sich vor und hauchte Alexandra einen Kuss auf die Lippen. »Viel Glück da draußen. Und pass auf dich auf. Morgen ist die Weihnachtsfeier. Du möchtest doch nicht zum Tagesgespräch werden.«

Damit wandte sich Cocoa ab und verließ den Raum.

Alexandra blieb einen Moment wie versteinert stehen. Sie glaubte, noch immer die Lippen der jungen Frau auf ihrem Mund zu fühlen.

Es war nur eine flüchtige Berührung gewesen, und doch war es der erste Kuss überhaupt, seit man ihre Eltern ermordet und sie vergewaltigt hatte.

Tief in ihrem Innern erwachte etwas, das seit jener Nacht geschlafen hatte. Etwas von dem sie geglaubt hatte, es sei für immer zerstört worden.

Einen Moment wartete sie noch, dann setzte sie den Helm auf und verließ den kleinen Raum.

Sie nickte Cocoa und Benjamin zu, stieg in den Wagen, der vor einem breiten Tor stand, und aktivierte den Öffnungsmechanismus.

Der einstige Bunker, der noch unter dem Spa im Keller lag, bestand inzwischen aus einem Hauptkomplex – der Zentrale. An ihn gliederten sich ein Hygienebereich sowie die Umkleide an. Ein Lift führte hinauf ins Erdgeschoss.

Das Tor am Ende der Zentrale führte in einen Tunnel, der vor Jahrzehnten von Alexandras Großvater angelegt worden war. Er sollte als Fluchtweg dienen, würde Romance Hill angegriffen.

Der Tunnel mündete unterhalb des Berges auf eine alte Landstraße, die aber kaum noch genutzt wurde.

Benjamin hatte die Zu- und Ausfahrt mit einem getarnten Tor versehen. Auf diese Weise konnte Alexandra die Zentrale verlassen oder erreichen, ohne dass man sie mit dem Herrenhaus auf Romance Hill in Verbindung brachte.

Das Tor öffnete sich geräuschlos.

Alexandra startete die Technik und auch den Motor. Da dieser nicht mit einem Verbrennungsmotor betrieben wurde, sondern auf Brennstoffzellen setzte, entstanden keine Abgase. Gleichzeitig war die Energienutzung enorm effizient und lieferte auch für lange Fahrten Strom.

»Gute Fahrt!«, rief Cocoa. Ihr Gesicht erschien auf dem HUD des Wagens. Rechts unten, neben der Geschwindigkeitsanzeige, war Platz für Video-Kommunikation. Eine Kamera im oberen Bereich des Wagens lieferte dem Operator ein Bild der Fahrerin.

»Danke.«

Benjamin trat vor die Kamera. »Sag mal, Chefin – jeder Superheld hat eine Tarnidentität. Wie wirst du dich nennen, solltest du gefragt werden? Du kannst ja schlecht deinen richtigen Namen nennen.«

»Keine Ahnung«, erwiderte Alexandra erstaunt. »Ich weiß nicht ...«

Cocoa lachte. »Kennst du dich in der ägyptischen Mythologie aus? Die Göttin, die auszieht, um die Empörer zu töten?«

»Ich soll mich Sechmet nennen?«, fragte die angehende Heldin erstaunt. »Also ich weiß nicht.«

»Sie ist doch eine Löwin«, insistierte die Computerexpertin. »Wie wäre es mit Liongirl, Herrin des Zitterns!«

Benjamin Cohen stieß ein Stöhnen aus. »Liongirl?«, fragte er entsetzt. »Herrin des Zitterns? Ist das euer Ernst?«

»Ein Beiname der Sechmet«, gab Alexandra zurück. »Nun ja, wenn mir nichts Besseres einfällt – warum nicht. Mal sehen.«

Sie gab Gas, kaum dass das Tor vollends aufgeglitten war. Das erste Abenteuer steht bevor!

Vor Nervosität hätte sie fast den Lenker verrissen und den Proto-Q gegen die Wand gesetzt.

\*\*\*

Heliopolis bestand aus einem großen Zentrum, angefüllt mit hohen Bauten und engen Straßenschluchten. In ihnen pulsierte das Geschäftsleben, in ihnen tummelte sich aber auch das Verbrechen. Auch das Glücksspiel und das Rotlichtmilieu hatten sich im Zentrum eingenistet, ebenso Pfandleihen und Druckerstuben.

Im Süden lag der Hafen, im Norden befanden sich die großen Fabriken. Nicht alle waren noch in Betrieb.

Die Flüsse viertelten die Stadt, im Westen lag Romance Hill, im Osten hingegen die Slums.

Die Stadt war zu einem Moloch geworden, in dem jeder Schrecken gedieh, jede Freude, jede Perversion.

Hier wurde jeder bedient, ganz egal, was er wollte oder brauchte.

Nicht immer überlebte man es.

Alexandra kauerte auf einem niedrigen Vordach eines Einkaufszentrums im Herzen von Hell City. Der Verkehr floss zwei Querstraßen entfernt. Tagsüber herrschte hier reger Fußgängerbetrieb, aber jetzt, am Abend und nach Ladenschluss, hatten sich die Schatten zwischen den Häusern ausgebreitet.

Ein paar der Straßenlaternen waren defekt und flackerten, andere schufen mit ihrem milchigen Licht kleine, helle Inseln auf dem gefrorenen, von einer dünnen Schneeschicht bedeckten Boden.

Aber das allein hatte Alexandra nicht auf dieses Dach geführt.

Durch Zufall waren ihr drei Typen aufgefallen, die eine Frau in die Mangel genommen und hierher, in diese Straße geschleppt hatten.

Nun standen sie um ihr Opfer herum, feixten und machten deutlich, um was es ihnen ging.

Einer wollte die Kreditkarte sowie die PIN, um ein paar Kröten abzuheben.

Die beiden anderen wollten etwas ganz anderes.

Das Wimmern und Stammeln der Frau, während sie in ihrer

Handtasche wühlte, stachelte die drei Männer noch zusätzlich an.

Alexandra vermutete, dass sie keinesfalls älter als dreißig waren, eher deutlich darunter.

Aber das kümmerte sie nicht.

Sie wartete, bis einer der Männer mit einem langen, scharfen Messer auf die junge Frau losgehen wollte.

Dann stieß sie sich ab und sprang in die Tiefe.

Die Schuhe federten den Aufprall ab, ohne dass sie zu Boden gerissen wurde. Sie stand, kaum dass sie gelandet war, und fixierte die Männer.

»Lasst sie in Ruhe!«

Die Typen wandten sich ihr zu.

»Yo, Schlampe! Was in aller Welt stellst du dar?«, rief einer von ihnen. »Hast du zu viel Heroman gelesen?«

Er kam auf sie zu, in der Hand ein Messer.

»Ich bin Liongirl, Herrin des Zitterns!«

Der Name kam Alexandra glatt über die Lippen. Sie hörte das Stöhnen von Benjamin Cohen, der ebenso zugeschaltet war wie Cocoa, ignorierte es aber.

Sie spürte Adrenalin durch ihre Adern rauschen.

Just in diesem Moment hatte sie sämtliche Grenzen überwunden, die normale, rationale Welt hinter sich gelassen.

Sie war nicht Alexandra Brown, die mysteriöse Unternehmerin.

Sie war Liongirl, die Herrin des Zitterns.

»Herrin des Zitterns?«, lachte jener, der sich ihr näherte. Die anderen fielen ein. »Du hast auch allen Grund zu zittern, Schlampe!«

»Nicht ich zittere, sondern die Verbrecher – und zwar vor mir. Ich bin gekommen, die Empörer zu vernichten.«

Die Frau, die zuvor noch als Opfer auserkoren war, hatte die Flucht ergreifen wollen, stand nun aber ein paar Meter entfernt und beobachtete die Szene.



Zu irreal erschien ihr diese Rettung.

»Yo, Fotze! Und warum sollten wir zittern? Ich mach dich alle und piss in deinen toten Schädel, Liongirl.«

Alexandra hielt bereits einen Wurfstern zwischen ihren Fingern. Aus dem Handgelenk schleuderte sie die Waffe.

Die spitzen, scharfen Zacken trafen den Hals des Mannes, rissen ihn auf und hieben in die Wirbelsäule.

Mit einem gurgelnden Geräusch sackte er zu Boden, Blut sprudelte aus der Wunde und bildete eine dampfende Lache auf dem Boden.

Die beiden anderen starrten ihren Kumpel an, dann blickten sie zu Alexandra – und griffen nach ihren Waffen.

Liongirl reagierte.

Sie zog ihr Katana, ließ die Klinge aufschnappen und warf sich den Männern entgegen. Stahl schnitt sirrend durch die Luft, Blut spritzte auf.

Schreie gellten durch die Nacht.

Sekunden später lag einer der beiden tot auf dem Boden, enthauptet durch die rasiermesserscharfe Klinge.

Der andere kniete auf dem Boden und übergab sich. Er lebte noch, hatte aber die rechte Hand eingebüßt.

»Verschwinde!«, zischte Liongirl. »Und sag jedem, wer dir das angetan hat. Sag ihnen, Liongirl ist gekommen, um die Verbrecher zittern zu lassen.«

Sie schaute zu der Frau, die dem Treiben fassungslos zugehaut hatte. »Und du – erzähl es auch weiter.«

Damit wandte sich Alexandra ab, ließ die Klinge des Schwerts einfahren und verschwand in den Schatten.

Für die beiden Beobachter sah es so aus, als würde sie sich einfach in Luft auflösen.

»Shit!«, rief Cocoa. »Das war ... Ich denke, du bist morgen das Stadtgespräch.«

»Das hoffe ich doch!« Alexandra ging zu ihrem Wagen, stieg ein und fuhr nach Hause. Adrenalin gärte in ihr, sie fühlte sich

so gut wie noch nie zuvor.

Das genau war es, was sie damals im Büro von BDT im Sinn gehabt hatte. Und das war es, was sie ihrem Ziel, diese Stadt sicherer zu machen, näher bringen würde.

Das – und sonst nichts. Keine Eingaben, keine Politik.

In einer alten, verlotterten Welt half nur Selbstjustiz.

## VII

*Das Zittern erwacht!*

»Das Kleid steht dir gut!«, sagte Alexandra, während sie ihren Blick über Cocoa gleiten ließ. »Du bist hübsch.«

»Danke.« Die junge Frau errötete. »Du aber auch. Dieser Damenanzug verleiht dir etwas ... Verruchtes!«

Sie lachten, dann verließen sie das Zimmer und gingen die Treppe hinab.

Es war kurz vor Weihnachten, die Feier in der Festival-Hall stand an.

Den ganzen Tag über hatten die Medien nur ein Thema gekannt – Liongirl, die Herrin des Zitterns.

Die von Alexandra gerettete Frau hatte sich als Journalistin entpuppt, und diese hatte nicht gezögert, die Geschichte erst der Polizei, dann dem Sender zu erzählen.

Da sich die Aussage des verstümmelten Gangsters mit jener der Frau deckte, gab es nur wenig Zweifel an der Story.

Dennoch spekulierten die Boulevardsendungen von Funk und Fernsehen, was es mit Liongirl, der Herrin des Zitterns auf sich habe.

Noch am Morgen hatte Alexandra bei Brown Media angerufen, dem Medienkonzern ihres Unternehmens. Sie hatte sich noch nie in die Berichterstattung eingemischt, machte nun aber von ihrem Recht als Herausgeberin Gebrauch und gab die Linie ihrer Medienbetriebe vor – Liongirl sollte positiv dargestellt und medial

unterstützt werden.

Zwar wisse sie nicht, wer sich hinter der Maske verberge, aber sie sei exakt das, was die Stadt brauchen würde. Egal, was die Politik dazu sagen würde.

Klare Anweisung, klare Linie.

Und völlig unverdächtig, denn Alexandra hatte oft genug für ein Ende der Kriminalität gekämpft. Etwas, das jeder in dieser Stadt verstand ...

Die Debatte wurde auch auf der Weihnachtsfeier von Romance Hill geführt. Die Männer und Frauen – Reiche und Schöne der Stadt – waren sich einig, dass es die Verbrecher nicht anders verdient hatten. Gleichzeitig verliehen sie ihrer Angst Ausdruck, dass nicht nur das Verbrechen Jagd auf diese mutige Maskierte machen würde. Die Polizei würde sich bemüßigt fühlen, ebenfalls zu ermitteln.

Tatsächlich war Liongirl die einzig spannende Debatte bei dieser Feier, die von Reden, Musik und Geschenken untermalt wurde.

Das Essen war köstlich, die Getränke ebenso und als um kurz vor Mitternacht die letzten aufbrachen, hatten alle einen schönen Abend verlebt.

Alexandra blieb vor ihrem Haus stehen und schaute hinab auf die Stadt.

Auf ihre Stadt.

Auf die Stadt von Liongirl.

Sie spürte den Drang, in den Wagen zu steigen und hinauszu-fahren.

Aber dies kam nicht in Frage. Sie wollte ein paar Tage verstreichen lassen. Zudem hatte sie Alkohol getrunken, wenn auch nicht viel.

»Es ist herrlich!«, flüstere Cocoa. Sie stand neben Alexandra und schaute ebenfalls hinab auf Hell City. »Die Lichter, die Sterne ...«

»Ja ...« Die Unternehmerin drehte den Kopf und blickte der

Hackerin in die Augen. »Du hast mich gestern geküsst. Da war ... seltsam.«

»Hat es dir gefallen?«, fragte Cocoa wispernd.

»Ja, aber ... Ich habe noch nie ... Vor allem nicht, seit ...«

Die junge Frau beugte sich vor und presste ihre Lippen erneut auf Alexandras Mund. Doch diesmal zog sie sich nicht sofort zurück.

Noch während sie einander küssten, spürte die Milliardärin, dass ihre Knie zitterten. Sie hatte noch nie etwas für einen anderen Menschen empfunden. Nie den Wunsch gehabt, jemandem nahe zu sein. Körperliche Intimität hatte sie abgeschreckt, ja - angeekelt.

Und jetzt stand sie hier draußen in der Kälte, ließ sich küssen und verspürte den immer stärker werdenden Wunsch, dieser jungen Frau nahe zu sein.

Das Zittern war erwacht.

Unten in der Stadt, denn die Verbrecher fragten sich, ob Liongirl irgendwo in den Schatten lauerte.

Und auch oben auf Romance Hill, denn Liongirl fragte sich, ob sie das, was sich anbahnte, tatsächlich durchstehen konnte. Damit meinte sie nicht die Verbrechensjagd, sondern die junge, hübsche Frau, die sich in ihre Arme schmiegte.

## **Ende der Intros**